„Brrrr!“ war die erste höchst geistreiche Bemerkung, die sie fallen ließ, als sie auf dem Bahnsteig in Lausanne stand. „Hier ist es ja eben so kalt wie drüben in Freiburg. Weiß: Du was, Nebile? Das Vernünftigste ist, Du fährst nach Hause und wartest dort, bis dieser sibirische Winter zu Ende ist.“

Einige Stunden später saß das junge Mädchen allein in einem Schlafwagenabteil und fuhr über den Simplon der Heimat zu.

Nebile Hanum lag im schönsten Schlaf, als der Zug in Mailand einlief. Da steckte der Schlafwagenschaffner sein freundlichstes Gesicht in das Abteil hinein: „Verzeihen Sie die Störung. Hier ist das letzte freie Bett, und ich muß es einem Herrn geben, der nach Konstantinopel fährt.“ — Nebile Hanum wischte sich empört die verschlafenen Augen: „Was, ich soll einen Mann in mein Abteil lassen? Vielleicht noch dazu einen Griechen, Armenier oder gar einen Spanioien?“ — „Nein, der Herr ist ein Deutscher, und ich muß Sie schon bitten, sich mit meinen Anordnungen einverstanden zu erklären.“ — Grollend fügte Nebile sich in das Unvermeidliche, drehte sich nach der Wand und steckte die Nase empört unter die Decke.

Der unerwünschte Mitreisende verbeugte sich höflich vor ihrem Rücken, nannte einen Namen den sie nicht verstand, drehte das Licht aus und stieg höchst rücksichtsvoll in das obere Bett. Die Ungewöhnlichkeit ihrer neuen Lage hielt die junge Türkin noch lange wach. Dann wurde sie trotz aller guten Vorsätze doch von der Müdigkeit übermannt.

Erst an der südslawischen Grenze wachte sie wieder auf und erinnerte sich der neuen Einquartierung. Vorsichtig blinzelte sie durch die Lider. Vom Eindringling war nichts zu sehen. Sie hustete eindrucksvoll und fragend. Niemand meldete sich. Da kleidete sie sich an und ging in den Speisewagen. Dort saß an einem Tischchen ein korrekter blonder Herr. „Das muß er sein,“ schoß es Nebile Hanum durch den Kopf, und sie wählte einen Platz, von dem aus sie dem Unerwünschten den Rücken wenden konnte.

Dann saß Nebile Hanum in ihrem zur Tagesbenutzung umgewandelten Abteil u. hoffte, der unliebsame Nachbar werde sich nicht sehen lassen. Doch der Deutsche klopfte bald darauf an, bat wegen seines Eindringens um Entschuldigung, sah die abweisende Miene der jungen Dame, setzte sich in die andere Ecke, holte ein Buch aus der Tasche und kümmerte sich nicht im geringsten um Nebile Hanum. Dieser war das Schweigen zuerst sehr angenehm, doch als Stunde um Stunde in eintöniger Fahrt verstrich begann sie sich als echte Evastochter über den stummen Nachbar zu ärgern: „Ist das eine Art sich neben eine Dame zu setzen und kein Wort zu sagen?“

Wütend kroch sie in ihr Bett, als der schweigsame Nachbar nach dem Abendessen im Speisewagen sitzen blieb.

Auch der nächste Tag versprach recht langweilig zu werden. Die Balkanlandschaft lag unter dichter Schneedecke, und das Flockengestöber verdarb jede Aussicht. Nebile Hanum tröstete sich damit, daß nur wenige Stunden Fahrt sie noch von Konstantinopel trennten.

Da hielt der Zug. Die Türkin bemühte sich den Namen des Ortes festzustellen. An einem winzigen Bahnhofsgebäude stand „Talkollu“. Nebile Hanum hatte den Namen noch nie gehört und wußte bestimmt, daß die Züge sonst nicht hier hielten. „Was mag die Veranlassung dazu sein?“ fragte sie unwillkürlich. Der Deutsche trat auf den Flur. Nach wenigen Minuten kam er zurück: „Die Strecke ist zugeschneit Wir müssen hier liegen bleiben.“ Er setzte sich wieder schweigend in seiner Ecke. Zwei, drei endlos lange Stunden vergingen. Das letzte Buch war gelesen. Nebile Hanum langweilte sich fürchterlich. Das Mittagessen ging vorüber Der Abend brach herein, und noch rührte sich der Zug nicht. „Es kann Tage dauern, bis die Geleise wieder frei sind“, glaubte der Schaffner trösten zu müssen. Nebile Hanum hatte Tränen des Aergers an den Wimpern hängen als sie endlich einschlief.

Am anderen Tage sah die Welt noch öder und verschneiter aus. Wieder saß dieser äußerst korrekte Nachbar in seiner Ecke und schwieg. „Wenn er doch endlich etwas sagen wollte!“ stöhnte Nebile Hanum in ihrem Innern. Zur Wahnsinnigwerden war diese Untätigkeit. Spazierengehen konnte sie nicht, denn draußen lag der Schnee meterhoch. Endlich hielt es Nebile Hanum nicht länger aus: „Herr,“ platzte sie los, und Tränen liefen ihr über die Backen, „können Sie es denn mit ansehen, wie eine Dame neben Ihnen vor Langeweile umkommt! Reden Sie doch endlich etwas!“ Gleich darauf schämte sie sich unendlich. Der korrekte Nachbar mußte auf diese entsetzliche Entgleisung mit eisiger Ablehnung antworten.

Doch Nebile Hanum irrte sich. Der Fremde lächelte im Gegenteil höchst verbindlich: „Aber mit Vergnügen, meine Dame. Ich hatte nur bisher den Eindruck, als sei Ihnen meine Anwesenheit ebenso unerwünscht wie meine Unterhaltung.“ Er sah das junge Mädchen sehr freundlich, doch auch ein wenig spöttisch an, und Nebile Hanum senkte beschämt den Kopf. — Dann plauderte er. Die Stunden eilten jetzt, und das junge Mädchen bedauerte, daß die Nacht dem Gespräch ein Ende bereitete.

Weitere zwei Tage vergingen Noch immer lag der Zug auf dem winzigen Bahnhof. Die Mahlzeiten im Speisewagen wurden immer dürftiger, die Heizung erkaltete langsam, das Licht brannte nicht mehr, doch Nebile Hanum merkte von allem nicht viel, denn ihr Reisegefährte zauberte aus den unergründlichen Tiefen seines Koffers immer neue Leckerbissen hervor, gute deutsche Wurst, Schinken und heimatliche Konserven.

Am Morgen des siebenten Tages der unfreiwilligen und doch erträglichen Haft hatte sich die junge Türkin eben in Abwesenheit ihres höflichen Bekannten angekleidet, als plötzlich im Wagen Schreie aufschrillten, Türen zugeworfen wurden und auf der Bahnhof heiseres Gebell aufgrollte. Ein Finger pochte an die Tür, und der Deutsche trat ein: „Draußen sind Wölfe!“ Nebile Hanum erschrak und drückte sich ängstlich in ihre Ecke. Da klang das Bellen unmittelbar unter dem Abteil, und plötzlich schoß ein Wolfskopf vor dem Fenster hoch. „Hilf, lieber . . .“ sank da die kleine Nebile Hanum dem großen Deutschen entsetzt um den Hals, und mitten in ihrer Angst fiel ihr ein, daß sie der Namen ihres Beschützers noch gar nicht erfahren hatte. „. . . Rudolf“, ergänzte der Deutsche in richtiger Erkenntnis der Lage, in der sich das Herz der jungen Türkin befand, und zog mit einem Griff den Rollvorhang herunter: „Nun ist er fort, der böse Wolf.“ Nebile Hanum war sehr beschämt und noch glücklicher. —

Als die endlich aus dem elenden und doch so schönen Talkollu Befreiten in Konstantinopel als aufrichtige Freunde Abschied nahmen, geschah das Ungeheuerliche, daß eine junge türkische Dame einem Ausländer vor allen Leuten einen herzhaften Kuß gab.

—⊡—

Exekution

Skizze von Wolfgang Federau.

Diesmal, als das Los geworfen wurde, fiel es auf Petja. Er erblaßte, dann färbte eine feine Röte seine jungen Wangen. „Bin ich denn ein Henker?“ brummte er und nagte zornig an den Lippen.

„Was willst Du?“ fragte er leise, näher rückend, „Revolution und Krieg haben ihre eigenen Gesetze. Besonders solch ein Krieg. Oder sollen wir sie wieder laufen lassen, die Weißen?“

„Ich bin Soldat!“ erwiderte Petja störrisch „Soldat der roten Armee. Gewiß. Aber ich bin nicht . . . .“

„Leiser, ich bitte Dich — wenn Lubow Dich hörte, kannst Du Dich auf allerlei gefaßt machen. Du weißt doch, oberstes Gesetz ist Gehorsam und Parteidisziplin.“

„Ich weiß — ich weiß. Und ich bin ja auch schon still“, sagte Petja, rasch eingeschüchtert.

Er erhob sich schwerfällig, griff nach seinem Gewehr. „Wer ist's denn?“ fragte er noch.

„Akimow heißt er — ein Gutsbesitzer.“

Petja zuckte unwillkürlich mit den Augen, als er den Namen hörte. „Aus Kostroma. Aber warum fragst Du? Kennst Du ihn?“

„Mir kommt der Name so bekannt vor — aber ich irre mich vielleicht“, erwiderte Petja und prüfte umständlich die Waffe.

Dann ging er mit schweren, harten Schritten die Treppe hinunter, öffnete die Tür. Oben konnte man das Klirren der Schlüssel hören. Petja zögerte einige Sekunden, ehe er eintrat. „Akimow“, dachte er, „ihn hat nun das Schicksal in meine Hand gegeben. Er muß schon sehr alt sein, jetzt. War kein schlechter Mensch. Immerhin — Rühin hat recht: Krieg ist Krieg. Und er muß büßen, was die andern vom Adel, was die Burshui verbrochen haben. Es ist nur gerecht.“

Er schüttelte sich wie ein Hund, als er endlich eintrat.

Im Keller herrschte fahle Dämmerung. Die kalte, feuchte und eingeschlossene Luft legte sich beklemmend auf seine Lungen. An der Wand unter dem vergitterten Fensterchen lag eine Gestalt, ganz in einen dunklen Mantel eingerollt. Petja berührte den offenbar Schlafenden mit dem Fuß. „Steh auf!“ sagte er heiser, „und mach fix, es — es ist so weit.“

Der andere stöhnte schwer, noch aus dem Schlaf heraus. Aber plötzlich erwachte er, sprang mit einem Satz in die Höhe. „So, so“, sagte er ganz ruhig, „jetzt ist's also so weit.“ Seiner Stimme war keine Erregung anzumerken. Aber wäre es weniger dunkel gewesen, so hätte man sehen müssen, welche Anstrengung es ihn kostete, sein Zittern zu verbergen.

Seine Worte ließen Petja zusammenfahren „Du bist Wladimir Akimow?“ fragte er halb mechanisch.

„Nein, nicht Wladimir — Fedor Akimow bin ich, sein Sohn. Mein Vater ist tot, schon seit einem Jahre tot.“

Ein ganz leiser Hoffnungsschimmer brach aus diesen Worten. Vielleicht war alles ein Irrtum — vielleicht würde er leben. Seine müden Augen bekamen wieder eine Art Glanz, er atmete heftig und unruhig.

Petja trat ganz dicht an ihn heran und prüfte sorgfältig das Gesicht des anderen. „Ja“, sagte er dann, „es ist wahr. Du bist Fedja. Dein Vater also ist tot, sagtest Du? Gut für ihn, sehr gut. Es ist ihm manches erspart geblieben. Er war kein schlechter Mensch.“

„Petja!“ schrie der Gefangene, der ihn jetzt endlich erkannte. Streckte ihm mit einer ungestümen Bewegung die Hand entgegen.

Aber Petja nahm sie nicht, er tat, als sähe er sie nicht. „Es ist lange her“, sagte er schleppend „seit wir zum letzten Male miteinander gespielt haben. Weißt Du noch? . . .“

Aber er brach ab, gab sich einen Ruck und machte sein Gesicht gewaltsam hart. „Egal“, sagte er, „das ist vorbei: Eine andere Zeit Nach Dich fertig, Fedja.“

Das Aufblitzen in den Augen des anderen erloschen. Nein, keine Hoffnung. Petja hatte Befehl erhalten, ihn zu erschießen, und — er würde ihn erschießen. So wie er ihn konnte. So galt es nur eines: anständig zu sterben Das freilich ist nicht leicht, wenn man so jung ist und so am Leben hängt. Akimow warf seinen Mantel ab, stellte sich an die Wand, die dunkel und fleckig war von dem Blut vieler, die einst vor ihm denselben Weg gegangen.

Petja zögerte noch immer. Wie er ihn geliebt hatte, einst — diesen Menschen dort. Wie ein häßliches Mädchen seine schöne, angebetete Schwester liebt. Mit viel Hingabe und ein ganz klein wenig Neid. „Hast Du noch einen Wunsch?“ fragte er, „einen, den ich Dir erfüllen kann?“

Akimow dachte nach. Sagte endlich leise: „Gib mir noch eine Zigarette — wenn Du sie hast. Ich möchte noch einmal rauchen.“

Petja suchte in seinen Taschen, fand eine, halb zerknickt, unansehnlich. Strich sie glatt und reichte sie dem andern. Gab ihm auch Feuer. „Aber keine Kunstpausen“, meinte er noch. Er wünschte brennend, es wäre endlich alles vorbei.

Die beiden standen wortlos einander gegenüber. Akimow rauchte in heftigen Zügen. Und jedesmal, wenn er den Atem einzog, erlosch die aufglühende Zigarette sein so verändertes und doch so vertrautes Gesicht. Und jedesmal, wenn Petja dieses Gesicht erblickte, stiegen ihm Erinnerungen auf — an seine Heimat, an seine Kindheit. Und er glaubte, das Singen und Zirren der Sensen, den einförmig melancholischen Gesang der Mädchen seines Heimatdorfes zu hören, den Geruch aufgebrochener Erde und reifender Felder zu schmecken.

Endlich warf Akimow den Rest seiner Zigarette zu Boden. „Fertig“, sagte er. Dann — nach einer Pause — mit einem zaghaften Lächeln: „Ich hoffe, Du machst Deine Sache gut, Petja. Hast es ja bei mir gelernt, das Schießen. Weißt Du noch, wie Du mit mir Deinen ersten Hasen schossest? Es war Vaters Flinte, mit der Du ihn erlegtest. Weißt Du noch? . .“

„Ja — ich weiß“, erwiderte Petja kurz.

Er hob das Gewehr, zielte auf den fahlen Fleck an der Wand, der Akimows Gesicht andeutete. Aber er zitterte so heftig, daß er die Waffe sinken ließ. Da gab er sich einen Ruck. Wieder richtete er den Lauf des Gewehres auf Akimows Antlitz — der Finger zuckte am Abzug, ein von den Kellerwänden zu donnerähnlichem Widerhall verstärkter Knall, man hörte das Herabfallen von Putz und Kalk.

Akimow stand unbewegt, mit über der Brust verschränkten Armen. „Nun? . . .“ fragte er endlich nach einer langen, schweren Pause. Hast Du doch so rasch vergessen, was Du einst bei mir lerntest?“

Petja antwortete nicht. Er sah Akimow traurig an, und sein Gesicht war blasser als das des Gefangenen.

Dann, ohne ein Wort der Erklärung, verließ er den Keller, zog den Schlüssel absichtlich geräuschvoll ab, ohne jedoch die Tür zu schließen.

Oben, wo die anderen untätig und wartend herumhockten, stellte er sich salutierend vor Lubow auf.

„Wladimir Akimow ist tot“, sagte er ruhig. Und dann als der andere bloß nickte, heftig, flehend: „Bitte — versetzt mich an die Front. Ich — ich bitte Euch darum.“

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sanß, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 8 — Samstag, 23. Februar — 1 29

Die Ueberraschung

Skizze von Leo am Bruhl.

Frau Agathe Muschak hob die Tafel auf. „Darf ich die Herrschaften jetzt in das Musikzimmer bitten!“ sagte sie mit spitzem Mund. Mit einer großartigen Handbewegung fügte sie hinzu: „Herr Skrlowsky wird uns in liebenswürdiger Weise etwas spielen.“

Die Herren verbeugten sich zustimmend und fluchten innerlich in allen Tonarten, daß sie so gewungen waren, die wundervollen Weine im Stich zu lassen; die Damen zupften ordnend an ihren Roben und warfen noch während des Hinausgehens aus dem Speisezimmer neidische Blicke auf das schwere Tafelsilber, mit dem die Muschaks über Gebühr geprotzt hatten. Herr Skrlowsky war nach diesem Abendbrot weit eher in Stimmung gewesen, sich ein solides Verdauungsschläfchen zu gönnen als nun zu musizieren. Jedoch, er war gegen ein festes Honorar verpflichtet, den nach dem Essen mehr oder weniger stark in Erscheinung tretenden Musikhunger der Muschakschen Gäste zu stillen. So nahm er denn nach einem gut ausgehenden Lachenschütteln am funkelnagelneuen Flügel Platz. Ehe er jedoch mit seinem Vortrage begann, verkündete Frau Muschak ihren Gästen: „Ich habe noch eine Ueberraschung für Sie, meine Herrschaften! Und zwar eine solche wissenschaftlicher Art. — In einer Stunde nämlich wird der berühmte und Ihnen allen sicher dem Namen nach bekannte Professor Krüger hierher kommen, um uns einen Experimentiervortrag zu halten.“

Einer der Herren wagte zu zweifeln: „Ich meinte, daß Professor Krüger grundsätzlich keine hypnotischen Versuche in privaten Gesellschaften vornimmt.“

Vielsagend lächelte Frau Muschak: „Bei uns macht er schon eine Ausnahme: wir sind sehr gut mit ihm und seiner Familie bekannt.“

Herr Skrlowsky unterbrach die inzwischen eingetretene Stille mit einem Tasteranschlag und spielte die ersten Takte von Schumanns „Träumerei“.

„Wundervoll“, flüsterte so leut wie möglich Frau Muschak, „entzückend ist doch dieses „Frühlingslied“ von Mendelssohn-Bartholdy.“

Die Herren und Damen nickten begeistert Zustimmung. Nur der Pianist erschrak mächtig und erinnerte sich jetzt seiner Verordnung mit der Gastgeberin, derzufolge er als erstes eben das „Frühlingslied“ hätte bringen müssen. Sein Schreck war kurz denn keiner der Anwesenden schien das Versehen bemerkt zu haben.

Leise öffnete sich eine Seitentür zum Musikzimmer. Ein livrierter Diener tauchte auf und gab Frau Muschak ein heimliches, allen Gästen sichtbares Zeichen. Auf den Fußspitzen schwebte die Dame des Hauses hinaus.

Herr Skrlowsky spielte weiter . . .

Frau Muschak kehrte bald zurück, und zwar in Gesellschaft eines schlanken Herrn, den ein vorbildlicher Frack zierte. Sein Gesicht war schmal und rassig, der Blick der grauen Augen merkwürdig kühl.

„Herr Professor Krüger, der sich schon jetzt frei machen konnte“, stellte die Gastgeberin stolz in der Runde vor.

Der berühmte Psychiater und Hypnotiseur verbeugte sich knapp und sagte, auf jede Einleitung verzichtend: „Statt Sie, meine Damen und Herren, mit theoretischen und trockenen wissenschaftlichen Erklärungsversuchen zu langweilen, will ich Ihnen zuerst einmal den Beweis erbringen, daß es überall starke hypnotische Einwirkungen gibt oder geben kann. Die Erscheinungen sind nicht etwa an den Raum oder an die Zeit gebunden. Die Anzahl der Menschen, die sich kräftiger hypnotischer Beeinflussung entziehen können, ist nur geringfügig.“

Er ging, ganz als sei er hier im Hause Muschak kein Fremder, an das Radio-Empfangsgerät, das in einer Nische stand, und drehte eine Weile an den Abstimmkondensatoren, bis von irgend einem Sender her eine flotte Tanzmusik deutlich hörbar wurde.

„Sie alle werden jetzt — tanzen!“ sagte langsam, „wispernd, mit dunkler Stimme der berühmte Hypnotiseur. „Sie werden nach diesen Klängen, die auf dem Lautsprecher tönen, tanzen. Sie werden solange tanzen, wie Sie Musik hören. Sie werden nicht aufhören können, — bis ich es Ihnen erlaube. In den Tanzpausen werden Sie regungslos an Ihren Plätzen stehen bleiben und den nächsten Tanz erwarten um wieder weiter — zu tanzen!“

Ein Paar nach dem anderen erhob sich. Tanzte. Zuerst lachte alles durcheinander. Selbst der unscheinbare und immer trübselige Herr Muschak lachte über die Verrenkungen seiner teuren Gattin. Allmählich aber wurde man ernst, als man die sonderbare Macht des Professors spürte und zu fühlen begann, daß man einfach tanzen mußte.

„Obwohl Sie nach meinem Willen tanzen, sind Sie vollkommen bei Bewußtsein und wach, denn Sie verstehen doch jedes Wort, das ich spreche“, erklärte der Hypnotiseur in die verhackte Weise eines modernen Tanzes. „es ist nicht einmal nötig, daß ich zu dieser Zwangswirkung, die Sie augenblicklich an sich selbst studieren können, persönlich im Raum anwesend bin. Ich werde jetzt für einige Minuten das Zimmer verlassen und mich draußen vor der Tür aufhalten. Trotzdem werden Sie weitertanzen!“

Eine Minute noch verharrte Professor Krüger, die Tanzenden mit dem Ernst des Wissenschaftlers beobachtend, an der Tür; dann ging er hinaus.

Seine magische Gewalt erlosch nicht: Herr und Frau Muschak tanzten weiter, die Gäste tanzten weiter, ein Herr, der keine Partnerin gefunden hatte, schwenkte einen Stuhl herum aber er tanzte.

Tanz — Pause — Tanz. Immer so fort. Ohne Aufhören.

Bis nach einer halben Stunde etwa der Ansager am Sender seinen Spruch herunterleierte, der mit der Erklärung schloß, daß die Tanzmusik des Abends beendet sei.

Da erst wich der Bann.

Zuerst von Herrn Willibrod Muschak, der mit einem wenig stilgerechten Fluch seine Ehegefährtin losließ und erbittert schnaufte: „Na, ich danke für ein solches Experiment! — Wo steckt denn eigentlich der Professor, der uns diesen Streich gespielt hat?“

Man sah sich an und sah sich um: Professor Krüger mußte noch draußen sein. Jedoch, als die Tür geöffnet wurde, war kein Professor zu entdecken.

Frau Muschak, stark erhitzt, eilte nebenan in das Speisezimmer, um dort einen kühlen Trank zu nehmen. Die Gäste hörten einen schrillen Schrei, folgten der Gastgeberin und sahen nun auch, daß — alles Silbergerät der Tafel und was sonst im Raum von einigem Wert gewesen war, nicht mehr da lag und stand und hing.

Kälte

Die Sonne träumt als spüre sie ein Leben
Die Kinder haben Angst und sprechen leis.
Es fehlt der fromme Kuß, den du gegeben,
Du liebes Licht! Wir fühlen Qual und Eis.

Das kleine Vöglein, das so oft gekommen
Und zierlich vor dem Fenster Futter nahm,
Das hat der Frost in seine Hand genommen —
Ich blicke starr hinaus in all den Gram.

Warum hast du kein Mitleid reiche Sonne?
Aus Mitleid starb ein Gott, weißt du es nicht?
Aus tiefen Wunden wuchs ihm Sieg und Wonne!
Blüh auf, mein warmes, weißes Himmelslicht!

Karl Weis.

Frau Muschak hatte sofort begriffen, jetzt begriff auch Herr Muschak, und langsam begriffen die Gäste.

Eine überstürzte und doch viel zu späte Jagd durch das Haus begann; sie brachte wenig angenehme Entdeckungen: In sämtlichen Zimmern, in Schränken und Truhen und Kisten und Kästen war während der Tanzorgie energisch und restlos aufgeräumt worden. Selbst die Bilder hingen nicht mehr da. Und die Pelze der Gäste fehlten. „Professor Krüger“ mußte zum Abtransport der Leute einen Omnibus zur Verfügung gehabt haben.

Dienerschaft und Küchenpersonal wußten von nichts. Sie hatten noch den hübschen Melodien, die aus dem Musikzimmer heraus gedrungen waren, in der Küche gelauscht . . .

„44 659“, schrie Herr Muschak in den Fernsprecher.

Natürlich meldete sich Professor Krüger, der diesen Fernsprechanschluß führte. Herr Muschak fragte mit erregter Stimme, hörte eine halbe Minute auf die Antwort von der anderen Seite, ließ dann stöhnend den Hörer sinken.

Es war so still, daß jedermann hören konnte, was Professor Krüger, der „echte“, an das Haus Muschak telephonierte: „Allerdings hat vor etwa einer Stunde ein Lohndiener Ihren Brief gebracht. Aber Sie werden doch nicht ernstlich glauben, daß ich sonsogen auf Kommando bei Ihnen erscheine, um Ihre Gäste zu unterhalten. — Ganz abgesehen davon, daß ich grundsätzlich nicht in Privatgesellschaften experimentiere. Auch das Honorar, das Sie mir gleich mitsandten, vermochte nicht meine Grundsätze umzustoßen. Ich gab es Ihrem Boten wieder mit zurück!“ Knack. —

Um Muschaks blieb es still.

Endlich fragte eine Dame: „Hatten Sie uns nicht erzählt, daß Sie gut mit Professor Krüger bekannt seien? — Merkwürdig, daß Sie einen falschen Hypnotiseur als Krüger vorstellten!“

Und einer der Herren meinte friedlich: „Hatten wir auch nicht das Vergnügen mit dem berühmten Krüger, so haben wir doch einen tüchtigen Vertreter kennen gelernt. Das muß ich gestehen: eine nette Ueberraschung!“ —

Woher den Hypnotiseur und den Lohndiener noch das gestohlene Gut sah man jemals im Hause Muschak wieder.

—⊡—

Die Affen von Chiaffa

Afrikanische Skizze

von Gabriele Hartenstein.

Als ich mit dem leichten arabischen Landwagen in die Schlucht bog, hörte ich schon das maßlose Gekreisch der kleinen und großen Magots, die hier in den Schluchten hausen; auf der Erde balgten, wälzten, prügelten sie sich um irgend eine Frucht, die von der Höhe der Bäume herab gefallen war.

Peitschengeknall und Gerassel des Wagens brachten die kleinen Unholde in neuerliche Erregung, und mit wilden Schreien, die in dem engen Felstal schaurig widerhallten, stoben sie allesamt auseinander und sprangen auf die Aeste. Dort saßen sie erwartungsvoll und begierig, mit vorgestreckten Hälsen, einem neuen Ereignis entgegen lauernd.

Einer aber von ihnen, der älteste und stärkste, schwang sich mit ruhiger Kühnheit von seinem Sitz auf einer Platane herab in den Wagen, kauerte sich zu meinen Füßen nieder, und seine beweglichen, braunen Augen musterten mich von oben bis unten.

Ismail-ben-Sakroun, der arabische Wagenlenker, wandte sich noch mir um. „Sie brauchen keine Angst zu haben“, beschwichtigte mich der gutmütige Alte, „dies hier ist Blondinette, ein Halbgezähmter und Stammesbruder des Gasthofs von Chiffa. Wir kennen uns gut.“ Und zu dem alten Magot gewendet, rief er ihn an: „Ho — Blondinette! Küß' die Hand!“

Gehorsam bezeigte sich der häßliche Affe, ertastete meine Rechte, zog sie mit starkem Griff an seine Lippen und drückte einen schmatzenden Kuß darauf. Dann aber stürzte er sich mit wahrer Affenwut auf meine andere Hand, denn er hatte darin Erdnüsse erblickt, die ich zur Fütterung der Affen aus Bilda mitgenommen.

Ismail versetzte Blondinette einen Hieb mit der Peitsche; das aber hielt den Affen nicht ab, meine Finger gewaltsam aufzudrücken und die Erdnüsse heraus zu holen. Die geraubte Kostbarkeit in der Hand, floh er aus dem Wagen und schwang sich mit Lustsprüngen in das Gehölz.

Von allen Seiten tauchten jetzt die Schmalnasen auf, behend und neugierig, einer den anderen verdrängend, überlistend, verprügelnd.

Das „Affenparadies" heißt dieser mit Magots übervölkerte Ort. —

Vor dem alten Gasthof, wo mächtig der Gebirgsbach braust, stand lachend schon der Wirt. „Meine kleinen Lakaien haben Ihnen hoffentlich schon alle Ehren erwiesen", scherzte er und wies mit scharfer Handbewegung ein paar allzu Vorwitzige ab.

Bald saß ich im schattigen Speiseraum, vor einer Flasche algerischen Weines. Schon aber hockte wie ein Schatten Blondinette neben mir und tastete meine Handtasche ab, aus der eine Düte hervor lugte.

Auf mein Rufen eilte der Wirt herbei und verscheuchte den unliebsamen Tischgenossen. Lachend knickte ich meine Langusten, neuer Ueberfälle gewärtig.

Wo aber war meine kleine Lorgnette hingekommen, die vor einem Augenblick noch vor mir am Tische gelegen?

Ein Blick durch das offene Fenster belehrte mich. Dort saß Blondinette auf der Steinbank vor dem Brunnen, den goldenen Stil in der Hand, einem Dutzend Affen, die im Halbkreis um ihn saßen, ein Schauspiel gebend.

Ich schwang mich durch das offene Fenster und stürzte auf die Steinbank zu.

Blondinette aber wollte die Beute nicht hergeben; flink sprang er in die Baumkronen grinste höhnisch von einem Oelbaume herab und floh dann weiter in die grüne Tiefe der Bäume.

Ismail, der Wirt, ein Pferdeknecht und ich machten uns auf zur Verfolgung. Wild schwang der Wirt seinen Kochlöffel; der Pferdeknecht hatte seine Peitsche erwischt und knallte damit, daß die Gründe hallten. Ismail, der Alte, stürzte mit gutturalen Lauten vor uns her und klatschte in die Hände; verzweifelnd schwang ich meinen japanischen Sonnenschirm.

Die Sonne stand im Zenith. Bei sechsundvierzig Grad Hitze, auf den verschlungenen von Gras und Gestrüpp überwucherten Waldpfaden war es nicht leicht vorwärts zu kommen: an unseren Seiten klafften die abgrundtiefen Schluchten von Chiffa.

Bei der wilden Hetzjagd glitt ich aus, und mein linker Halbschuh löste sich und kollerte in den Abgrund hinunter.

„Inshallah!" schrie der Pferdeknecht und hob seine Arme; dem Wirt quollen die Augen aus den Höhlen, und Ismail neigte sich in lautlosem Entsetzen, als sei er in Andetung der Sonne versunken. Keiner aber wagte sich den steilen Hang hinab; der Schuh war verloren. —

Jetzt fiel ein kleiner glänzender Gegenstand von der Höhe eines Pfefferbaumes auf die Waldecke herab: meine Lorgnette.

Ismail-ben-Fakroun stürzte sich darauf, aber während er sich bückte, fiel sein Fes zu Boden und ein Makaki, der den Vorhang belauert hatte, stürzte blitzschnell vom Gezweige und verschwand mit der roten Kopfbedeckung.

Ismails glattrasierter Schädel starrte uns hilflos entgegen.

Von neuem setzte die Verfolgung ein, einer Hetzjagd im Film ähnlich. Der Affe aber flüchtete unserer; bald da, bald dort wiegte er sich im Geäste, glitt weiter und weiter. Der blutrote Gegenstand in seiner Hand wies uns den Weg.

Dann verschwand der Makaki irgendwo in einem Felsspalt, mit ihm Ismails leuchtender Fes. Wir gaben das Suchen auf und wandten uns heimwärts.

Ich hatte meinen zweiten weißen Leinenschuh in den Abgrund geschleudert und lief in dünnen Seidenstrümpfen. Die waren bald durchlöchert, und ich hängte sie, sorglich einen neben den anderen, an einer Zeder auf, den Affen zum Vergnügen.

Erschöpft, etwas kleinlaut wanderten wir durch die Pracht des Waldes: der Wirt mit seinem Kochlöffel, der Pferdeknecht mit der Peitsche; der arme Ismail lief wie ein glattrasierter Verbrecher, der aus dem Zuchthaus entkommen war, und meine nackten Fußsohlen verbrannte die glühende Walderde.

„Ein teurer Ausflug, dieses Paradies der Affen!" stöhnte ich.

„Die Affen sind nichts anderes wert als einen Tritt in ihr Gesäß!" knirschte Ismail-ben-Fakroun.

Ehe wir schieden, bat ich den Wirt, mir doch Nachricht zu geben, wenn sich Ismails Fes wieder finden sollte.

Drei Monate vergingen. Längst hatte ich in Europa das Abenteuer mit den Mekakis in den Schluchten von Chiffa vergessen.

Gestern abend lief eine Karte ein, mit unbeholfener Schrift, auf ihrer Rückseite der Poststempel von Bilda.

Auf der Karte standen die Worte: „Ismails Kopfbedeckung ist zum Vorschein gekommen, aber zerrissen und beschmutzt, voll von den Zeichen der Affen. Die Schmierfinken!"

—▫—

Eine Stunde vor dem Tode

Skizze von Charlotte Guß.

Entsetzt sprang er auf.

„Was denn . . . was denn . . . die Uhr, diese verfluchte Uhr schlug schon wieder!"

Er raste. Wie vom Irrsinn gepackt, lief er in der Zelle hin und her. Der Morgen dämmerte bereits. „Was wollen sie? In einer Stunde wollen sie mich — Aber das ist doch nicht möglich, nein, nein — Vielleicht hat der Rechtsanwalt doch noch — Eine Stunde, nur eine einzige Stunde soll ich noch leben?"

Gellend schrie er auf, schrie so jammervoll daß der Wärter und der Anstaltsgeistliche vor der Zellentür zusammen schraken.

„So quälen sie sich alle, die armen Kerle. Ich kann's nicht glauben. Herr Pfarrer, daß der da drin so'n scheußlichen Mord begangen hat. So'n junger Mensch, und so still und ängstlich hat er mich die ganzen Tage angesehen — Nu hör'n Sie bloß, wie er weint —"

Eine Zeitlang war nichts zu hören als ein leises, verzweifeltes Weinen: „Ich kann doch nicht sterben, ich kann doch nicht! Mutter Mutter, wenn Du noch gelebt hättest, dann wäre alles nicht so gekommen, dann hätt' ich nicht —" Schaudernd bedeckte er das Gesicht mit den zitternden Händen, schluchzte haltlos.

„Ich werde es noch einmal versuchen", sprach der Geistliche, „schließen Sie auf!"

Wild schrak der zum Tode Verurteilte empor, als er das Schlüsselgerassel vernahm. „Himmel, jetzt schon — jetzt". Er zitterte am ganzen Körper, die Kehle zugeschnürt, kalkweiß das Gesicht, zur Grimasse verzerrt.

Der Pfarrer trat ein.

Wie vom Krampf geschüttelt flog der Körper des Unglückseligen hin und her, wie ein Tier brüllte er auf.

„Warum erschrecken Sie mich so? Raus! Raus! Ich will allein sein ich will leben jede Minute will ich für mich allein haben — Raus! sage ich, raus!"

Schäumend vor Wut wollte er sich auf den Geistlichen stürzen, der still die Zelle verließ.

Schweres Keuchen. Unbeweglich stand der Verurteilte und stierte vor sich hin.

Hastiges Flüstern: „Wie war das doch? Eine Minute hat sechzig Sekunden. Wieviel sind's denn nun noch — um Himmelswillen, wieviel sind's denn noch — 'ne halbe Stunde wird's doch noch sein — das sind ja dann noch — ja. über tausend Sekunden sind's doch sicher — das ist ja noch lange — noch ganz lange — o mein Kopf tut so weh — mein Kopf — was meinen Kopf, den wollen sie ja —"

Wieder rotte er auf und ab, auf und ab, die Hände an den armen Kopf gepreßt.

Plötzlich begann er zu lachen, hoch gellend. Ein gräßliches Lachen. „Hihihi — ist ja doch bald aus mit mir — und warum soll ich nicht schnell nochmal lachen — hihihi! Die denken wohl ich habe Angst — den kleinen Kopfer müssen wir ja alle machen — hihihi — alle — jawohl, alle — hihihi — alle kommen sie ran!"

Höhnisch und triumphierend lachte er, und unaufhaltsam rannen die Tränen über das zerquälte Gesicht.

Immer schneller hetzte er von einer Wand zur andern, immer kreischender wurde dies entsetzliche Lachen.

Ein schwerer Fall — jähe Stille.

Hastig traten der Geistliche und der Wärter in die Zelle und legten den Bewußtlosen unendlich sanft und vorsichtig aufs Bett.

„Das ist furchtbar", murmelte der Wärter und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Wir wollen ihn nicht mit kaltem Wasser aufwecken, Herr Pfarrer. Ich wünschte, er würde überhaupt nicht mehr aufwachen, der arme Kerl. es wär' wohl das Beste für ihn." Mitleidig sah er auf das todblasse Gesicht herab.

„Sie haben recht, diese Ohnmacht ist eine letzte Wohltat für den Armen. Er hat den Tod verdient, aber so nicht. Das ist ja eine unmenschliche Quälerei! Unsere Zeit, in der alles zart und rücksichtsvoll und Tausende kommunales ihren Trieben folgen, ist wohl noch nicht reif zur Abschaffung der Todesstrafe. Denn wenn jetzt der Tod nicht mehr drohte, würde die Zahl der Verbrechen ins Ungeheure steigen. Doch wenn Ihr zum Tode verurteilt, dann, um aller Barmherzigkeit willen, löscht doch das Leben schmerzlos aus."

Still war es in der Zelle.

Der Verurteilte schlief den abgrundtiefen Schlaf der Erschöpfung. Aber immer wieder lief ein Zittern durch alle Glieder, schlaff hing der Unterkiefer herab.

Mit tiefernsten Gesichtern standen an dem Lager die beiden Männer, die schon so viel Jammer und Leid gesehen hatten und denen jetzt doch das Herz weh tat.

Der Wärter sah auf die Uhr. „In fünf Minuten holen sie ihn."

„Ich werde ihn wecken." Leise streichelte der Geistliche den Kopf des jungen Menschen. Unter der weichen Berührung blühte ein Lächeln in dem blassen Gesicht auf, ein so kindes armseliges Lächeln, daß den Männern die Tränen kamen.

Der Schlafende wurde unruhig. Die Augen zuckten, noch halb bewußtlos sah er sich um. Taumelnd richtete er sich auf — hörte Schritte — begriff — und jagte mit gellendem Schrei in eine Ecke.

Dort kauerte er zusammengeduckt wie ein verängstigtes Kind und wimmerte vor sich hin:

„Sie kommen — sie kommen — Mutter, sie kommen! —"

Die Tür sprigt auf. Die Beamten treten ein und gehen auf den angstvoll Wimmernden zu.

„Kommen Sie, Mann, es ist Zeit!"

Noch mehr krümmt sich der Unglückliche in der Ecke zusammen, das Gesicht auf die Knie gepreßt.

„Nein, nein — ich will nicht — bitte, bitte, nicht — nicht mich — —"

Ein herzzerreißendes Schluchzen.

Ratlos sehen sich die Beamten an.

Ein Blick auf die Uhr, ein leiser Befehl.

Doch der Anstaltsgeistliche tritt dazwischen. Leise rührt er den Schluchzenden an. „Komm, du junger Mensch, komm, geh dahin, wo Deine Mutter ist."

Ein tränenüberströmtes Gesicht, angstvolle, todtraurige Augen. „Wo meine Mutter ist — bestimmt dahin, wo Mutter ist?"

Willenlos läßt er sich empor ziehen und schwankt, die Augen geschlossen, vom Pfarrer und dem Wärter gestützt, aus der Zelle heraus, durch die Gänge, die Treppe hinab, unablässig vor sich hin murmelnd: „Wo Mutter ist — wo Mutter ist — —"

Sie kommen auf den Hof, wo alles bereit steht. Eine Stufe. Er stolpert, sieht auf — steht eine Sekunde mit schreckhaft aufgerissenen Augen, wie gelähmt vor Entsetzen, kreischt plötzlich auf und reißt sich mit einem wilden Ruck los.

Sofort springen zwei Beamte hinzu und packen den sich verzweifelt Wehrenden.

Nichts hört er von dem, was da heftig zu ihm gesprochen wird. Mit ohnmächtiger, verbissener Wut, nur noch heiser röchelnd, kämpft er vergebens um sein Leben.

Sie ziehen, sie schleifen ihn vorwärts . . .

*

Es war geschehen.

Ringsum blasse verstörte Gesichter.

Die Uhr schlug vier.

Ein Mensch war pünktlich und vorschriftsmäßig gerichtet worden.

—▫—

Das Klavier

Humoreske von Harry Wien.

Eines Tages sagte Ursula Kiel, die das große Vorderzimmer in der Wohnung des Agenten Waldemar Kleimann bewohnte, sie hätte ein Klavier gekauft, und es würde morgen oder übermorgen gebracht werden. Der zweite Untermieter in der Wohnung, der junge Kaufmann Albert Froelich, war nicht anwesend, als dieser Ausspruch fiel. So geriet er am nächsten Abend ganz unvorbereitet mitten in die Komödie hinein, die vor sich ging, als man das Klavier die drei engen Treppen zur Kleimannschen Wohnung hinauf befördern wollte. Vier schmächtige Männerchen mühten sich ab, den Koloß hinauf zu schaffen. Es war unmöglich komisch, das anzusehen. Manchmal gab es einen Ruck nach oben. Dann blieb die Karawane wieder stehen. Unter den vier Trägern erhoben sich Meinungsverschiedenheiten. Der eine erklärte diese Methode, das Klavier hinauf zu befördern, als die beste, der andere jene. „Das kann noch lange dauern, bis die Treppe frei wird und man in die Wohnung gelangen kann," dachte Albert Froelich. „Ich gehe derweil ins Lokal."

Er überquerte die Straße und trat in das Eckrestaurant. Er war dort ständig Gast. Die Wirtin stammte aus einem Dorfe in der Nähe seines bayrischen Heimatstädtchens. Die Sprache der Frau, ihre Kleidung und ihr Wesen erinnerte ihn so sehr an Mutter und Schwestern, daß er in der Großstadt keinen gemütlicheren Platz wußte als in Frau Friedas altväterlichem Lokal, an ihren blankgescheuerten Holztischen. Er aß ein Hammelkotelett mit Salat und trank ein Glas Bier dazu. Als er dann ins Mietshaus zurückkehrte, war das Klavier noch immer nicht oben. Es stand auf dem Korridor des zweiten Stockwerks. Die vier Männerchen saßen verschnaufend auf dem Klavier und wischten sich mit bunten Taschentüchern den Schweiß von den Stirnen.

Immerhin gab es für Leute mit turnerischer Gewandtheit jetzt die Möglichkeit, an dem braunen Ungetüm vorüber zu kommen und in das obere Stockwerk zu gelangen. Oben hingen die Kleimannschen Zwillinge Otto und Suschen über dem Treppengeländer und begleiteten mit Hü und Hott den wieder beginnenden Transport des Klaviers. Froelich schloß die Tür zu seinem Zimmer und warf sich aufs Sofa.

Suschens und Ottos Hü und Hott aber schien verblüffenderweise eine anfeuernde Wirkung zu haben, denn das erst so saumselige Klavier kam die letzte Treppe viel rascher herauf als die anderen zwei. Froelich hörte, wie man das Klavier nebenan in das große Zimmer schob, das die Filmkünstlerin Ursula Kiel bewohnte, die man dann und wann auf Filmplakaten in kleinen Rollen bewundern konnte.

Da Froelich wußte, daß Ursula Kiel jetzt nicht zu Hause war, hoffte er, wenn nur das Klavier erst im Zimmer stand, hörne er einen kleinen Schlummer tun. Aber diese Auffassung erwies sich als zu optimistisch.

Er hörte, wie nebenan Suschen ins Zimmer gelaufen kam, mit einem Knall den Klavierdeckel hoch schlug und gemütvoll mit einem Finger auf den Tasten herum zu klimpern begann. Otto mußte ihr nachgeschlichen sein, denn man vernahm sein krähendes Organ: „Jetzt laß mich mal 'ran." Hatte Suschen nach sanfter Mädchenweise nur mit einem Fingerchen sanft auf den Tasten herum getippt, so ließ Otto alle zehn Finger marschmäßig auf schwarzen und weißen Tasten erdröhnen. Dann näherte sich auf dem Korridor der wuchtige Schritt von Frau Agathens Wolkürengeist mit.

„Geh weg, Otto," sagte die Kleimann zu ihrem Kronprinzen. „Man muß doch mal hören, was das Klavier eigentlich für einen Ton hat."

Man vernahm ein Weilchen Akkordübungen und Tonleitern. Dann rief Agathens Stimme: „Waldemar! Waldemar, komm doch mal her und spiel ein Stückchen!"

Jetzt mußte die Familie vollzählig sein, denn Herr Kleimann sang und spielte mit viel Gefühl: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben . . ." Sehr hoch konnte ihr Wachstum nicht sein, denn immer an der gleichen Stelle brach Herr Kleimann ab, der offenbar nicht weiter wußte, und begann wieder: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben!"

Es klingelte. „Ach, das Klavier ist schon da?" sagte Ursula Kiel. Sie mußte ins Zimmer getreten sein, denn in nächster Nähe hörte Froelich die ausrufe der Kumpler n: „Aber nein, wie blöde habt Ihr denn das Klavier dahin gestellt? Habt Ihr denn gar kein Stilgefühl?"

Dann klopfte es an Froelichs Zimmertür. „Ach bitte, Herr Fröhlich, kommen Sie doch einen Augenblick hinüber und helfen Sie uns, das Klavier umstellen!"

Mit einem unterdrückten Fluch fuhr Froelich in seine Hausschuhe und seine Hausjoppe. Er war ein kräftiger junger Mann, und die unerlaubte Kunst erhöhte seine Kräfte noch so, daß er, nur unterstützt durch Herrn Kleimann, das Klavier ohne Aufschub an die bezeichnete Wand beförderte.

Ursula Kiel warf ihm aus kornblumenblauen Augen einen blitzenden Dankesblick zu, aber Froelich zog sich schweigend zurück.

Dann spielte Ursula Kiel, ohne zu ermüden, auf ihrem neuen Klavier: „Ich küsse Ihre Hand, Madame."

Das war der erste Abend. — —

Da die anderen Abende in immer neuen, aber doch sehr ähnlichen Variationen das Klavierspiel der Kleimannschen Zwillinge, des Herrn Waldemar und des Fräulein Ursula brachten, kündigte Froelich sein Zimmer und bezog ein anderes in derselben Gegend. Das aber war so häßlich möbliert, so dunkel und ungemütlich und wenig sauber, daß Froelich ihm entfloh, so oft er nur konnte. Viel mehr als sonst verbrachte er seine freie Zeit in dem altmodischen, aber biederen Lokal der Frau Frieda, und es wurde ihm schon wohl, wenn er nur ihr gutes breites mütterliches Gesicht sah und die Redensarten seiner Heimat vernahm.

Man kann sich die Bestürzung Froelichs ausmalen, als er eines Abends beim Betreten des Lokals im Wirtsraum ein braun glänzendes Klavier erblickte. Das ihm nur zu gut bekannt war. Ein Klavierspieler, trotz junger Jahre von großer Würde des Aeußeren, saß davor und bearbeitete die Tasten mit Kraft und geläufiger Technik.

„Frau Frieda, was haben Sie getan?" stöhnte Froelich.

„Eine Filmkünstlerin aus der Nachbarschaft mußte eilig ein Klavier verkaufen, weil sie sofort Geld brauchte. Ich bekam es sehr billig. Die Leute verlangen heute Musik im Wirtschaftsbetrieb. Meine Kunden fingen schon an, zur Konkurrenz überzugehen."

Froelich entfloh, und sein Herz war kummervoll. Er mied forten diese Stätte, deren Heimatauher ihr durch das verhaßte Klavier verleidet wurde.

Da er aus dem Paradiese Frau Friedas vertrieben war und das Junggesellenleben satt bekam, verlobte er sich im Sommer des nächsten Jahres in einem Waldkurort mit einer jungen Witwe. Da Gisela zu den romantischen Naturen gehörte, äußerte sie den Wunsch, vor der Heimreise mit Froelich in dem kleinen Dorfkirchlein getraut zu werden, in dem sie sich kennen gelernt.

Froelich und seine Frau bezogen die Wohnung, die Gisela schon in ihrer ersten Ehe bewohnt. Sie gingen Arm in Arm von einem der hübsch eingerichteten Zimmer in das andere. Plötzlich blieb Froelich erschlaffend stehen und deutete mit der Hand auf ein braun glänzendes Klavier, das ihm hohnlächelnd entgegen zu glänzen schien. Gisela meinte, das Prunkstück erregte die besondere Freude des Junggeselleten.

„Es war das letzte Stück des Mobilars, das mein verstorbener Mann anschaffte," sagte sie. Er kaufte es aus dem Konkurs einer Schankwirtschaft. Ich hörte Edgar so gerne auf diesem Instrument mit dem schönen Ton spielen. Er spielte gut, obwohl er nicht viel Uebung hatte. Er war so musikalisch."

Und Gisela setzte sich ans Klavier und spielte leise und lachend: „Ich küsse Ihre Hand, Madame . . ."

Es war noch kein Jahr vergangen, da hatte Froelich es durch den fleißigen Unterricht seiner Frau so weit gebracht, daß er selbst das Stück ganz fehlerlos auf dem Klavier spielen konnte.

—▫—

Der Damm

Skizze von Paulrichard Henfel.

Eilig fuhr der Zug der elektrischen Lokalbahn der Küste zu, als wolle er durch Sturm und Regen so schnell wie möglich an sein Ziel kommen. Auch die Fahrgäste verlagten ihre Schläfrigkeit mit der Aussicht, bald unter Dach zu sein, oder die Gewißheit zu haben, daß ihr Dach überhaupt noch stand. Denn es tobte seit Tagen ein böses Wetter, wie es selten über diese Küste gekommen war. So versteckten sie unter Erzählen und Beratschlagen ihre eigenen Sorgen: der Kaufmann, der Fischer, der Klavierlehrer, die junge Witwe und mancher andere noch, der drüben auf der Insel mit Bangen oder mit Freude erwartet wurde. Auch Peter Klär, den Führer des Zuges, trieb es hinüber zu kommen, aber seine Gedanken waren düster, nicht erwartungsfroh. Auf der Insel stand ein Haus, da wohnte eine Frau, die er liebte. Aber die Zuflüsterungen ordnerer und die seltsame Möglichkeit, sie zu sehen hatten Verlangen in ihm geweckt, und nun fühlte es sich heute, daß er einmal ungemeldet an ihrer Tür klopfen wird und sehen kann, ob sie sich freut oder ob es wahr ist, was ihm erzählt wurde. Gewißheit wollte er haben — und da kümmerte ihn kein Regen und keine Sturmwut. —

Jetzt hielt der Zug auf der kleinen Station hinter welcher der Schienenstrang auf den langen Damm über das Wasser nach der Insel führte. Der Vorsteher, ein alter, weiterester Mann, trat mit besorgtem Gesicht Klär entgegen. „Ich glaube, Sie können nicht hinüber. Die Fernsprechleitung ist zerrissen. Ich weiß nicht, wie der Damm aussieht. Himmel, dieser Sturm!"

Klär sagte nur kurz: „Ich fahre. „Habe doch meinen Fahrplan." Mit einem schnellen Blick übersah er den kleinen Raum der Haltestelle. „Wo ist denn Lorenz?"

„Der hat heute Urlaub. Vielleicht ist er drüben und kann nun nicht zurück."

Also der Lorenz, sein Kollege, dem er schon immer mißtraut hatte . . . Na, sicherlich war der auf der Insel, damit sich seine Esse nicht langweile — und dann freuten sie sich wohl heimlich, daß der Zug nicht kommen konnte und Lorenz einen Grund zum Dableiben hatte.

Noch einmal sagte Peter Klär: „Ich fahre." Er gab dem Alten die Hand und schaltete den Motor ein.

Der Sturm blies über den Damm, als wolle er sich an der Verwegenheit der Menschen rächen. Der Overbau war von Sturzseen durchnäßt. Langsam, tastend fast fuhr der Bahnzug vorwärts: die Gefahr hatte plötzlich alles Grübeln in Klär ausgelöscht: jetzt war er nur noch ein Teil seiner Maschine ernst und kühl arbeitender Verstand. Der Wagen fuhr zu schleudern, es war beinahe wie ein leichtes Taumeln — die Laternen warfen einen wirren Schein auf das Gleis. Die regennassen Scheiben ließen kaum eine Durchsicht zu. Und dann plötzlich setzte der Führer mit aller Kraft die Bremsen ein. Zur rechten Zeit hatte er erkannt, daß nur wenige Meter vor ihm der Bahndamm bis fast an die Schienen herab von den Fluten zerrissen, unterspült war. Als Klär sich nach der ersten Bestürzung gefaßt hatte, wußte er, daß hier weiterzufahren Tollkühnheit, Selbstmord bedeutete und es nicht allein seine Aufgabe war, Menschen zu befördern, sondern auf ihre Sicherheit bedacht zu sein. Da gab es kein langes Ueberlegen und Antworten auf die erschrockenen Fragen der Reisenden. Zurück an die Küste, warten! Ein Blick ging wohl zur Insel herüber, da waren Lichter in vielen Häusern, und eins davon leuchtete wohl in ihres Zimmer. Wie unbedeutend schienen jetzt die Gedanken an eine Frau, wenn man zehn oder zwanzig Menschen vor dem Tode bewahren konnte! Rückwärtsgang einschalten — zurück. —

Dann saßen sie in dem kleinen Wartesaal der Station, gingen um den Ofen herum, ärgerten sich, unwirsch, müde. Der Kaufmann erzählte zum allerlei Geschichten aus der Stadt. Aber niemand achtete recht auf ihn. Mitten in der Nacht hörten sie Züge vorbei fahren. Da kamen auf den telephonischen Anruf des Stationsvorstehers die Wagen mit den Sandsäcken, die Arbeiter mit den Spaten, die Ingenieure. Niemand fragte nach dem Zustande, der dessen Achtsamkeit sie gerettet hatte. Einer sagte sogar: „Ach was, wir wären noch ganz gut hinüber gekommen. Nun sitzen wir da und haben kein Bett!" Die anderen nickten. Und schliefen im Sitzen langsam ein.

Als der Morgen graute, kamen die Arbeiter zurück, die auf dem Damm gewesen waren, um die Strecke auszubessern. Der Vorsteher und Klär, die beide die Nacht kein Auge geschlossen hatten, standen draußen an dem Gleis und begrüßten den einen oder anderen Bekannten. Und da sprang auch Lorenz von einem der Wagen, durchnäßt, vom Wind zerzaust.

„Wo kommst Du denn her?" fragte Klär erstaunt.

„Direkt vom Damm. Ich war gestern hinten in der Stadt. Da hörte ich, wie sie die Leute zusammen trommelten, um den Damm zu flicken. Bin gleich mitgefahren. Nun geht's wieder, kannst gleich 'rüberfahren, mein Junge . . ."

Ganz still und nachdenklich ging Peter Klär an den Führersitz seines Wagens. Endlich hört er die Fahrgäste nörgeln: „Höchste Zeit, daß wir nach Haus kommen" und „Natürlich, wenn man sich auf die Bahn verläßt." Da kam ihm eine wunderliche Erkenntnis: Im Wesen fremden, ihm gleichgültigen Menschen hatte er gut handeln wollen, und sie verkannten ihn und dankten ihm nicht. Der aber, von dem er schlecht gedacht, hatte in der Nacht sein Teil dazu beigetragen, daß der Weg nach der Insel frei wurde. Und von der, an die allein er hätte denken müssen, war er in dieser schlimmen Nacht ganz fern gewesen. Was hilft alles Denken um die Wesen, wenn man den einen Menschen, zu dem man gehört, allein läßt?

Als der Zug auf der Insel hielt, fühlte Peter Klär, manchen Händedruck und hörte Worte wie „Besonnenheit" und „Gut aufgepaßt" Aber die Füße waren ihm schwer, und der Weg zu dem ersehnten Haus schien ihm so weit und er hielt die Augen am Boden, wie schuldbewußt.

—▫—

Der eingeschneite Simplon-Expreß

Ein Winterabenteuer von G. W. Beyer.

Eines schönen Februartages hatte Nebille Hanum genug von der greulichen Kälte in Deutschland. Da die junge Smyrniotin doch mehr der Mode wegen als aus Liebe zur Wissenschaft ihre seidenbestrumpften schönen Waden durch die Hörsäle der Freiburger Universität spazieren trug, warf sie ihre Kollegshefte kurz entschlossen in die Ecke und setzte sich in den ersten besten Basler Zug: „Auf nach dem Genfer See!"